Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 17 (1927)

Heft: 25

Rubrik: Aus der politischen Woche

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 31.07.2025

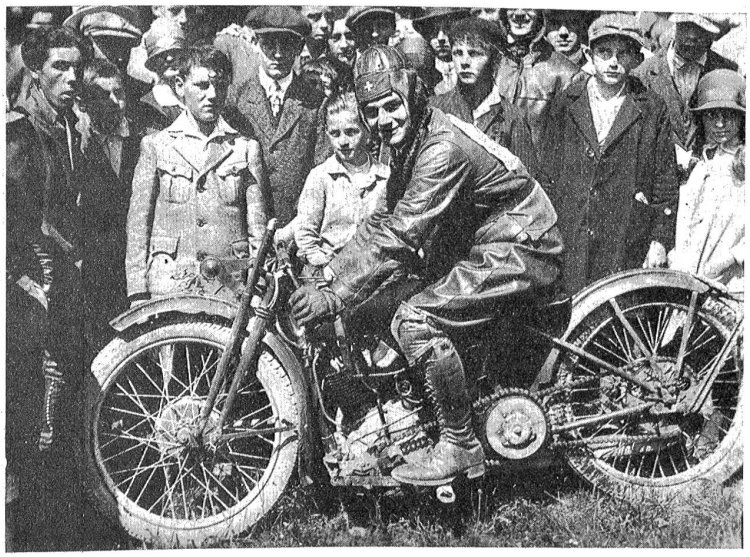
ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Kolonisten waren es, die den Versuch machten, die süßen Kartoffeln aus Südamerika nach Europa zu bringen. Nachgewiesenermaßen wurden erstmals in den Sümpfen der Lombardischen Ebene, noch bevor Reis kultiviert wurde, gepflanzt. Nach der Schweiz kamen sie über den Tessin.

Die Bibliotheken besitzen Kochbücher aus späteren Zeiten, die deutlich zeigen, wie nach und nach die deutsche Küche verlassen und die französische Küche in Aufnahme kam. Dies beweist ein Kochbuch aus dem Jahre 1749, dessen Verfasserin ebenfalls eine Frau war. Noch deutlicher zeigt sich die Aufnahme französischer Speisen im Kochbuch der Witwe Ufelmann, Wirtin zum „Falken" in Bern, aus dem Jahre 1760. Heute wandelt man in der Schweiz fast ausschließlich in den Stapfen der französischen Küche, doch sind Ansätze zu einer Bewegung im Gange, sich etwas andern Küchen zuzuneigen.

Wie sah wohl ein Essen in früheren Zeiten aus? Wir können uns ein Festessen oder auch eine gewöhnliche bürgerliche Mahlzeit vorstellen, wenn wir Kaffee, Tee, Chocolat usw. wegdenken. Auf jeden Fall spielte früher die Quantität eine größere Rolle als die Qualität. Die Revolution, die sich in der Landwirtschaft durch den Fruchtwechsel vollzog, macht sich auch in der Küche bemerkbar. Von Einfluß war auch der Anbau des Getreides, der ebenfalls einen Wandel durchmachte. Zur Zeit der Landvögtin Archerin wurde Spelz noch verwendet: heute ist diese Getreidesorte so gut wie ausgestorben. Interessant ist die Tatsache, daß die Benediktiner, die sich um die Landwirtschaft der Schweiz große Verdienste erwarben, als erste gehabenes Brot backten. In den Speisezettel der alten Römer, die in Bern hausten, gibt ein Fund Einblick, der in der Enge bei Bern gemacht wurde. In dem Grabe einer jungen Frau wurden als Beigaben in sieben Töpfen verwahrt gefunden: Brot, eine gebackene Forelle, Fleisch, Gemüse — und Geld, letzteres wahrscheinlich zur Ueberfahrt in die andere Welt. Unsere Museen geben Aufschluß über die Gerätschaften, die zum Essen gebraucht wurden. Als große Seltenheit bewahrt das Historische Museum in Bern einen Löffel aus dem Bielersee, der wohl 10,000 Jahre alt sein dürfte. Das Historische Museum Basel wiederum besitzt Löffel, die die Damen des Mittelalters neben den Schüsseln am Gürtel zu tragen pflegten.

Die alten Kochbücher, die wir erwähnten, enthalten allerhand Rezepte und Bezeichnungen, die teilweise in unsere Küche hinüberleiten. Der Gumpischt, der sich großer Beliebtheit erfreute, ist nichts anderes als das Compott unserer Tage. Die Dattern sind die heutigen Torten. Sie wurden allerdings etwas anders zubereitet, nämlich aus Teig, dem etwas Schmalz eingeknetet wurde. Eier- und Käsgerichte spielten in alten Kochbüchern eine große Rolle. Interessant aber ist die Tatsache, daß die Bernerplatte, die heute Weltberühmtheit erlangt hat, zu Gotthelfs Zeiten noch unbekannt war. Sie dürfte in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts aufgetaucht sein und aus dem Emmental im Zusammenhang mit den Freßbädli zu uns gekommen sein.



Fabelhafte Leistung. Der Held des Tages: Cérésole, Kiesen. 1000 cm³ Harleymaschine in einem ganz unerhörten Tempo von 5 Min. 23 1/5 Sek. die 7 Kilometerstunde. Mittl. Geschwindigkeit 77,7 km. Steigung hohe Qualität. Durchschnittssteigung 9 % maximal 16 %.

Aus der politischen Woche.

Russisch-polnische Spannung.

Kaum eine Woche vergeht, ohne daß irgendwo am politischen Horizonte ein drohendes Gewitter aufstiege; bald im Süden, bald im Norden, bald im Westen, bald im Osten. Zur Stunde wetterleuchtet es bedenklich im Osten. Moskau und Warschau wechseln Noten, die verzweifelte Aehnlichkeit haben mit den offiziellen Schriftstücken, die im verhängnisvollen Juli 1914 zwischen Wien und Belgrad kursierten. Die Sowietregierung verlangt wiederholt, daß die polnische Regierung die Mitwirkung von Sowietvertretern bei der Untersuchung der Mordaffäre gestatte. Die ganz gleiche unmögliche Forderung stellte Oesterreich seinerzeit nach der Ermordung des Thronfolgers an Serbien. Der Unterschied liegt einzig darin, daß die Moskauer kein Ultimatum stellen, also nicht mit Sanktionen drohen im Falle der Ablehnung ihrer Forderung durch Polen. Das ist allerdings ein entscheidender Unterschied. Die Sowiets drängen nicht auf Krieg wie seinerzeit die Donaumonarchie; so ahnungslos in Kriegssachen wie seinerzeit die alten Herren am Wiener Ring sind die heutigen im Kreml allerdings nicht. Sie wissen, daß in einem Krieg mit Polen heute noch keine Lorbeeren zu holen sind; gerade heute weniger denn je, da England ja hinter jedem Gegner Sowietrußlands mit seiner ganzen Macht stehen wird. Es ist den Moskauern mit ihren Drohnoten vielleicht auch nur darum zu tun, historische Analogien heraufzubeschwören, um dann mit großmütiger Geste sagen zu können: Der Fall liegt gleich, aber wir machen es anders, wir Wilden....

Der Fall liegt gleich, insofern die geistigen Hintergründe der Morde von Serajewo und von Warschau die gleichen sind: politische Gegensätze von Land zu Land, in gewissen Emigrantenkreisen ins Fanatische gesteigert durch eine hetzerische Presse; wieder ist es ein 19jähriger verführter Junge, der die verhängnisvollen Schüsse abgefeuert hat. Aber er liegt doch wieder anders. Der russische Monarchist Boris Kowerda hat einen persönlichen Racheakt ausführen wollen, als er während drei Tagen dem Sowietgesandten Wojkow auflauerte und ihn im Momente niederschoß, da er den von London hergereisten Kollegen Rosengoltz auf dem Warschauer Bahnhofe begrüßte. Noch unabgeklärt ist die Frage, wie der Mörder Kenntnis bekam von der Ausfahrt des Gesandten, da doch niemand als der Gesandte selbst vom Inhalt der chiffrierten Depesche, die Rosengoltz' Ankunft meldete, Kenntnis hatte. Dieser Umstand scheint eine genaue Untersuchung des Mordfalles zu rechtfertigen, der alle Verbindungen Kowerdas aufklären muß, damit die Atmosphäre des Mißtrauens zwischen den beiden Ländern beseitigt werden kann.

Die polnische Regierung hat Haussuchungen bei russischen Emigranten und Verhaftungen vornehmen lassen. Der Mörder wird vor ein Sondergericht gestellt und wahrscheinlich hingerichtet werden. Es trifft sich fatal, daß gleichzeitig

in Weißrußland ein höherer Sowietbeamter ermordet wurde, was natürlich die Gereiztheit in Moskau steigert.

Man hat den Warschauer Gesandtenmord auch mit der Tat Conradins in Lausanne vom 9. Mai 1923 verglichen. Beim Vergleich käme Polen besser weg als die Schweiz, wo bekanntlich der Mörder von Strafe freigesprochen wurde. Der Unterschied liegt aber darin, daß Worowsky damals nicht als offizieller Gesandter eines fremden Staates sich eingeführt hatte und keinen besondern Schutz verlangen konnte und auch keinen verlangt hat, während Wojkow akkreditierter Botschafter war.

Der südslawisch-albanische Konflikt.

Nachdem Albanien sofort telegraphisch das Völkerbundssekretariat vom Vorfall in Durazzo benachrichtigt hatte, sendet nun auch die Belgrader Regierung eine Darstellung nach Genf. Danach war Tirana wohl darüber informiert, daß der verhaftete Juraskowitsch als Dolmetscher im Dienste der jugoslawischen Botschaft tätig war. Die albanische Regierung leugnete dies zuerst ab. Dann verschanzte sie sich hinter die Prestigeforderung, Belgrad müsse die beleidigende Ausdrucksweise ihrer ersten Note zurücknehmen, was dieses erst dann tun will, wenn der Dolmetscher auf freien Fuß gesetzt sei. Man weiß, daß dies nicht geschah und daß die beidseitigen diplomatischen Beziehungen abgebrochen sind. Der albanische Gesandte in Belgrad soll sich im Gegensatz befinden zu seiner Regierung und entschlossen sein, unter diesen Umständen nicht in seine Heimat zurückzukehren. Er vermehrt also die unzufriedenen Emigranten um eine gewichtige Persönlichkeit, sehr zur Genugtuung Jugoslawiens. In Albanien wurde bereits mit der Ausweisung jugoslawischer Staatsangehöriger begonnen.

In Paris und London ist man bemüht, den Konflikt zu lokalisieren und wenn möglich vom Völkerbunde fern zu halten. Wir wissen, daß die Drohung Mussolinis dahinter steckt, dem Völkerbund zu künden, sobald der Vertrag von Tirana in Genf zur Diskussion kommen sollte, wie die Jugoslawen dies wünschen, und diese Prüfung möchten Briand und Chamberlain dem Völkerbund ersparen.

Ein amerikanisch-französischer Pakt

ist in Sicht. Am 6. April erließ Briand einen ersten Anruf an die amerikanische öffentliche Meinung, worin er den Gedanken eines Paktes zwischen den beiden größten Republiken aussprach. Die Idee fand gute Aufnahme beim amerikanischen Volk und Coolidge, der sich angesichts der kommenden Neuwahl die Gelegenheit einer populären politischen Tat sichern will, drückte seine Zustimmung zu einer solchen Abmachung aus. Eine Studienkommission, geführt von Murray Buttler, dem Präsidenten der Universität Columbia, schwimmt bereits auf dem Atlantischen Ozean oder dürfte heute bereits in Frankreich gelandet sein, um die offiziellen Besprechungen in die Wege zu leiten. Geplant wäre also ein Abkommen zwischen Frankreich und Amerika von der Art des Locarno-Paktes; die beiden Staaten versprechen sich, alle entstehenden Gegensätze friedlich und auf dem Wege der freundschaftlichen Besprechung oder des Schiedsgerichts zu erledigen. Es wäre dies ein vielverheißender Anfang eines aktiven Mitmachens Amerikas in der von Briand kultivierten Friedens- und Paktpolitik. Hoffen wir, das Coolidge nicht die Absicht hat, mit dieser Paktfrage die Kriegsschuldenfrage zu verknüpfen.

Man ist versucht, dem Fluge Lindberghs in diesem Zusammenhange politische Bedeutung beizumessen. Die Amerikaner sind überglücklich, daß er gelungen ist.

Der Empfang Lindberghs in New-York grenzte ans Märchenhafte. Kein Sieger und König hätte glänzender empfangen werden können. 200 Flieger flogen seinem Schiffe entgegen, der Präsident dekorierte ihn mit der höchsten Auszeichnung, die sein Land zu vergeben hat. Der 25 Jährige ist ins goldene Buch der amerikanischen Geschichte eingetragen. Warum dieser Jubel? Es ist der Ausdruck des Kraft- und Machtgefühles, das in der heutigen amerikanischen Nation lebt. Die glücklichen Ozeanflüge — seither flog bekanntlich Chamberlain mit einem Passagier nach Berlin, sich 44 Stunden in der Luft haltend und 6250 Kilometer zurücklegend — sie bewiesen doch augenfällig, daß Amerika allen andern Nationen vorangeht, ihnen überlegen ist, nachdem der Flug den Franzosen nicht gelang. Wenn die so „besiegte" Nation nun den amerikanischen Flieger herzlich und begeistert empfängt, wie dies in Paris mit Lindbergh geschehen ist, so verdient sie doch eben ganz besondere Sympathie. Diese durch Lindberghs Flug geschaffene Sympathiesphäre ist es, die politische Bedeutung hat.

Chamberlain und Levine in Berlin.

Die Deutschen haben weniger Glück gehabt mit ihren Ozeanfliegern. Chamberlain und Levine verflogen sich über deutschem Boden und mußten zweimal notlanden — das erstemal in Eisleben wegen Benzinmangel, das zweitemal in Kottbus im Südosten von Berlin wegen Propellerbruch — bis sie den Tempelhofer Flughafen erreichten und von den Berlinern empfangen werden konnten. Es werden bereits Pressestimmen laut, die den deutschen Fliegern Mangel an rascher Ueberlegung vorwerfen. Sonst wäre in Dortmund, wo die Amerikaner, 5 Meter über dem Boden fliegend, sich nach der Richtung Berlin erkundigten, einer von ihnen aufgestiegen und hätte den fremden Gästen das Geleit gegeben, denen dann möglicherweise auf dem direkten Flug nach Berlin das Benzin gereicht hätte. Dafür funktionierte der nachfolgende Empfang in Berlin tadellos. Das Tempelhoferfeld war mit einem Aufwand von 2000 Schupos landungssicher gemacht. Der Wille des Publikums, die Herren Amerikaner ebenso herzlich zu begrüßen, wie dies in Le Bourget die Franzosen getan, war jedenfalls vorhanden; doch wurde dieser Wille durchkreuzt durch den Organisationswillen des deutschen Staates, so daß aus der spontanen herzlichen Begrüßung bloß eine organisierte Begrüßung aus Distanz wurde. Der Berliner Empfang dürfte darum, trotz der Mitwirkung höchster Staatspersönlichkeiten, nicht die politische Auswirkung haben, wie der Pariser Empfang. -ch-

Die Kirsche.

An einem Kirschbaum einst
Entfaltete sich eine Blütenknospe,
So schön und zart und rein sah sie zum Licht
Und lieblich, wie ein Kinderangesicht.
Sie wurde von den vielen Freiern, die da kamen
Im Sturm begrüßt und jeder wollt sie küssen,
Und jeder war um ihre Gunst beflissen.
Und einem öffnete sie ganz ihr Herze,
Es war ein Schmetterling, der nur im Scherze
Die ganze Nacht ihr Treue schwur
Und bei ihr blieb bis morgens nur.
Da sog er aus dem Liebeskelch noch einen kräft'gen Trunk
Und fort war er,
Die Blüte welkte, doch aus bitterer Erfahrung
Reifte die Frucht und Sonne, Regen, Kraft des Stammes
Half neuerdings zu gut Gedeih'n
Und abermals lud sie zum Freien ein.
Rot leuchtete die Liebesfahne. —
Nicht lange ging's, da pflückte sie ein Knabe,
Daß er sich an der Kirsche labe
Und küßte sie und sog sie ganz in sich hinein — —
Doch ach, ihr Herze war ein Stein.

Martha Pfeiffer-Surber.